

dtv

Der »vollkommene Schmerz«, von dem Riccarelli erzählt, hat vielerlei Gesichter. Immer wieder blitzt er auf. Großmutter Maddalena, im Zentrum des Romans, genannt Annina, ist eine starke Frau. Am Ende staunt sie, was Menschen alles erleben und überleben können. Zwei Weltkriege. Die Spanische Grippe. Den Faschismus. Die Besetzung durch die Deutschen. Partisanenkämpfe. Kollisionen mit der Eisenbahn. Das ganze 20. Jahrhundert. Riccarelli erzählt von zwei Familien in dem kleinen toskanischen Dorf Colle, die unterschiedlicher nicht sein könnten, und breitet dabei ein grandioses Geschichtspanorama vor uns aus.

»Das offene, in jedem Satz und beinahe jedem Wort zutage tretende Geheimnis dieser Erzählung, ihr bestechender Zauber, ist eine unerhörte Sprache, die aus weiter Ferne zu kommen scheint und dennoch so nahe liegt und vertraut klingt. Sie ist Musik. In Italien, dem Land des Melodrams, kann man sie hier und da noch hören.« *Volker Breidecker/Süddeutsche Zeitung*

Ugo Riccarelli, 1954 in Cirié bei Turin geboren, lebt und arbeitet heute in Rom. Er war lange im Turiner Kulturamt tätig, bevor er mit vierzig als Schriftsteller debütierte. Seine Werke wurden vielfach ausgezeichnet, »Der vollkommene Schmerz« erhielt 2004 den begehrten Premio Strega, neben dem Campiello der wichtigste italienische Literaturpreis.

Ugo Riccarelli

Der vollkommene Schmerz

Roman

Aus dem Italienischen
von Karin Krieger

Deutscher Taschenbuch Verlag

August 2008
3. Auflage September 2009
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien

© 2004 by Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Mailand

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel

»Il dolore perfetto« in Mailand.

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2006 Paul Zsolnay Verlag, Wien

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: »Ricordo di un dolore« von

Giuseppe Pellizza da Volpedo

Satz: Filmsatz Schröter, München

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13681-5

*Zum Gedenken an meine Mutter
und an meine Großmutter
Maria Maddalena Rinaldini,
für uns einfach die Annina*

Gadda ist nicht barock.
Barock ist die Welt.

CARLO E. GADDA

UNMITTELBAR bevor sie starb, tauchte Annina, an den Haselnußbaum im Garten gestützt, aus dem Schatten auf, in dem sich ihr Verstand seit vielen Jahren verborgen hatte, und sah in diesen wenigen Augenblicken, die der Tod ihr noch gewährte, wie im Flug das Haus mit der Pinie erneut vor sich und die Mena, die an eine Ecke des Backtrogs gelehnt betete, und gegenüber der Mena sah sie, wie ihre Mutter sie gebar und dabei in einem Schmerz schrie, der ihr vollkommen zu sein schien, und erst zuletzt erblickte sie, beinahe lauernd, ihren eigenen Kopf, der aus dem von der Anstrengung roten und prallen Leib heraustrat, und roch zum letztenmal den Veilchenduft ihres Zwillingsbruders, der sie aus dem Bauch hinaus in die Welt schob.

Es war wie ein Blitz, wie ein Niesen von solcher Heftigkeit, daß Annina sich mit beiden Händen am Haselnußbaum abstützen mußte, um nicht zu fallen, und ihr mit matter, nur noch flüsternder Stimme ein letztes Seufzen entfuhr.

»Nun sieh dir das an ...« sagte sie, erstaunt über das verblüffende Schauspiel.

Dann ließ sie es geschehen, daß sich ihr Mund in einem Lächeln entspannte, glitt langsam zum Fuß des Stammes hinab und hielt dort für immer inne.

ALS DER MAESTRO in Colle eintraf, wurden in der Ebene die letzten Bauarbeiten für den Bahnhof ausgeführt, und ringsum entstanden bereits die ersten Häuser der neuen Siedlung. Sie schossen wie Pilze aus dem Boden, und die Leute schienen die Fertigstellung der Bahnstrecke aufgeregt zu begrüßen, würde sie doch die Eisenbahn und den Fortschritt bringen. Noch war das Hauptgebäude nicht fertig, so daß die Passagiere viel weiter hinten, zum Padule Lungo hin, aussteigen mußten und Colle Alto nur erreichten, wenn sie eine der seltenen Kutschen oder die Freundlichkeit eines Bauern abpaßten, der sie auf seinem Ochsenkarren mitnahm.

Von der Straße aus, die zu dem seit ewigen Zeiten auf dem Berg verschanzten Ort hinaufführte, waren deutlich die von der Bahntrasse durchschnittenen Felder zu erkennen: eine Wunde, die sich vom Padule quer durch die Geometrie der von Gräben und Zypressenreihen begrenzten Gutshöfe grub. Die Welt wirkte sauber getrennt: zur Linken, entlang dem noch weißen Band des Schotters, eine Fülle von Menschen, Karren und Gerätschaften, ein Gewimmel wie von Ameisen, die zwischen der Eisenbahnstrecke und den im Bau befindlichen Häusern hin und her wuselten. Zur Rechten, kurz hinter dem Bahnhof, auf der Seite, wo die Schienen bereits montiert waren, lag die Welt dagegen friedlich da, und auf den von der Trasse geteilten Feldern ließ sich höchstens ein schwacher, von einem Pflug verursachter Staubwirbel ausmachen.

Der Maestro hatte einen Bauern gebeten, ihn auf seinem Karren mitzunehmen, nachdem er ihm geholfen hatte, die letzten Bohnensäcke auf den Zug zu laden, der wenig später zurück in die Stadt fahren sollte. Der Geruch der Hülsenfrüchte und die Berührung mit dem kratzigen Jutestoff hatten ihm, dem Bauernsohn, für einen Augenblick das Gefühl gegeben, wieder zu Hause zu sein, und die Sorge gedämpft, gewissermaßen ein Verräter zu sein, war er doch der einzige in seiner Familie, der studiert hatte.

Er war aus dem Süden gekommen, aus einem Dörfchen bei Sapri, das sich kaum von Colle unterschied und sich wie dieses auf einen Berg duckte, allerdings ohne Eisenbahn und in größerer Armut. Er war mit zwei Koffern gekommen: im ersten einige Unterhosen, mehrere Paar Socken, zwei Hemden und ein schwarzer Anzug, genau wie der, den er trug. Der andere Koffer, zentnerschwer, war voller Bücher.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, wurde dem Maestro für einen kurzen Moment flau zumute, während er zuschaute, wie die Waggonschlange langsam in die Richtung davonglitt, aus der er gekommen war, aber dann rief ihn der Bauer, der schon die Koffer auf den Karren geladen hatte, zur Abfahrt. Da kam er herbei, wischte sich die Hände an den Hosen ab und streckte eine Hand aus, um sich vorzustellen, wie es sich unter Männern gehört. Er nannte seinen Namen und Vornamen und bedankte sich für die Gefälligkeit.

Der Bauer war kein Freund großer Worte. Bei dem fremden Dialekt, den er in dieser Gegend noch nie gehört hatte, ging ihm durch den Kopf, daß die Eisenbahn wohl nicht nur Saatgut und Gemüse abladen würde, sondern auch wer weiß was für Volk. Die Welt war groß, und Colle hatte den Anschluß an etwas gefunden, was er nicht kannte. Dieser

junge Mann schien allerdings ganz vernünftig zu sein. Sein Akzent war sonderbar, doch er sprach fehlerfrei. Er hatte geholfen, wie es sich gehört, und nun mußte er seine ausgestreckte Hand ergreifen, schon allein wegen der Gastfreundschaft, die man sich von Mensch zu Mensch schuldig ist.

Während der Fahrt schwiegen beide, der eine voller Verlegenheit einem Fremden gegenüber, der andere voller Melancholie und weil er diese unbekannte Welt betrachten wollte, in der sein neues Leben beginnen sollte.

Erst als mit den ersten Häusern von Colle auch das Tor der Stadtmauer vor ihnen auftauchte, erkundigte sich der Bauer, wo er ihn absetzen könne, und der Maestro antwortete:

»An einer Herberge oder bei jemandem, der ein Zimmer vermietet.«

Er verstummte kurz, und als schämte er sich für das, was er noch ergänzen wollte, erklärte er mit gesenktem Blick und beinahe flüsternd:

»Ich bin der neue Lehrer, ich komme, um hier zu unterrichten.«

Der Kutscher drehte sich abrupt zu ihm um.

»Der Maestro«, sagte er. »Respekt, Respekt!« Und er fuhr fort: »Die Witwe Bartoli kann Ihnen Unterkunft geben.« Danach sagte er kein Wort mehr, bis sie vor einem kleinen Steinhaus kurz vor der Stadtmauer angelangt waren.

Er stieg schnell ab, klopfte und berichtete der Frau, daß der neue Lehrer gekommen sei. Dann riß er dem jungen Mann das Gepäck aus den Händen, das dieser eilfertig abgeladen hatte.

»Nur keine Umstände, Maestro. Lassen Sie mich das machen.«

Er stellte die Koffer auf den Gehweg und zog seinen Hut. Mit einiger Ehrfurcht gab er ihm noch die Hand.

»Hier in Colle werden Sie sich wohl fühlen, Sie werden sehen. Wir sind einfache Leute, doch wir lieben das Leben. Das ruhige Leben, den Frieden. Sie werden sehen. Ich bin mir sicher, daß es Ihnen hier gefällt.«

Er wandte sich ab, tippte an die Krempe seines Hutes und überließ seinen Fahrgast der Obhut der Vermieterin, der Witwe Bartoli.

Vom oberen Ende der Treppe rief ihm jemand zu:

»Signor Maestro, kommen Sie herein, es wird kalt.«

Er warf noch einen Blick auf die Ebene und auf die untergehende Sonne, und für einen Moment schien es ihm, als sähe er hinter dem Sumpfbereich des Padule Lungo sein Meer glitzern.

Die Witwe Bartoli war eine anmutige Frau um die Dreißig. Sie lebte allein, seit ihr Mann als Bauleiter bei den Arbeiten am Viadukt unten in Padule ums Leben gekommen war: Die Räder einer Lokomotive hatten seinen Mantel erfaßt und den Mann zermalmt, als er während eines Gewitters das Fassungsvermögen eines Abflusses kontrollierte. Sie hatte das Haus mit den sechs Zimmern behalten, wo sie mit ihrem achtjährigen Sohn Bartolo im Schmerz über diesen jähen, entsetzlichen Tod und in fortwährender Angst vor jedwedem Transportmittel lebte, das Räder hatte. Insbesondere vor der Eisenbahn.

Zu der Zeit, als der Bauer den Maestro an ihrer Tür absetzte, wohnten zwei Vorarbeiter von der Gesellschaft, die den Bahnhof baute, als Pensionsgäste in dem kleinen Steinhaus an der Stadtmauer. Das dritte Zimmer bezog der Neu-

ankömmling – eine Unterkunft, die ihm sofort gefiel. Der Raum war nicht groß, doch schlicht und geschmackvoll eingerichtet. Ein schmales Bett, ein Nachttisch, ein Schrank aus Kirschholz, an der Wand ein Tisch. Nachdem er den Koffer mit den Kleidungsstücken im Nu geleert hatte, räumte er seine vielen Bücher sorgsam in die verbleibenden leeren Schrankfächer. Das Haus lag auf dem Berg, so daß er von seinem Fenster aus beinahe die ganze Ebene mit den voranrückenden Eisenbahngleisen, mit den im Bau befindlichen Häusern, mit Feldern und Straßen überblicken konnte.

Die Witwe war eine taktvolle, ordentliche und pünktliche Frau. Sie einigten sich auf einen annehmbaren Preis für das Zimmer, für das Frühstück und für das Abendessen, das sie alle gemeinsam – die drei Pensionsgäste, die Hausherrin und der kleine Bartolo – in der großen Küche einnahmen. Gleich nach dem Abendbrot schauten die Vorarbeiter auf einen Sprung in der Schenke vorbei, aus der sie nicht allzuspät zum Schlafen heimkehrten, während der Maestro für gewöhnlich nicht ausging, sondern im Zimmer bei seinen Büchern blieb und bei dem Packen von Blättern mit dichtgedrängter Schrift.

Die neue Arbeit und die dreißig Kinder in der Schule nahmen ihn sehr in Anspruch, und wenn er sich nicht für die Unterrichtsstunden vorbereitete oder Hausaufgaben korrigierte, verwandte er seine freie Zeit auf die Lektüre von Büchern und auf Texte, an denen er bis in die tiefe Nacht hinein schrieb. Sonntags unternahm er – statt wie alle anderen zur Messe zu gehen – einsame Spaziergänge an den Eisenbahnschienen entlang, in der einen Hand ein Buch, in der anderen eine Toscano-Zigarre.

Diese zurückhaltende Art beeindruckte die Witwe Bar-

toli und weckte wohl auch ihre Neugier. Auf jeden Fall fand sie sein Verhalten sonderbar. Hin und wieder versuchte sie zaghaft, ein wenig vorzufühlen, und erkundigte sich diskret, ob der Maestro etwas brauche und ob alles in Ordnung sei, zu Hause und in der Schule, doch sie erhielt immer nur höflich beschwichtigende Antworten.

Warum lag einem so ansehnlichen, gebildeten und freundlichen jungen Mann so sehr daran, abseits zu stehen? Nun ja, Colle Alto war nicht gerade der Nabel der Welt, aber es hatte doch einige gute Wirtshäuser und unten im Rathaus einen Saal, in dem jede Woche eine Kapelle zum Tanz aufspielte. Außerdem hatte diese verfluchte Eisenbahn die große Stadt viel näher herangerückt und damit auch die Vergnügungen und Amusements, auf die ein gesunder junger Mann doch nicht verzichten würde.

So begann die Witwe, ohne es recht zu merken, tagtäglich über das Leben des Maestros nachzudenken, eine Gewohnheit, die, wie ein steter Tropfen in einen Felsen, eine kleine Höhlung in ihre Einsamkeit grub. Denn obwohl sie mehr als ausgelastet war von ihren Pflichten als Mutter und als Pensionswirtin dreier Gäste, war ihr Leben doch seit dem Tod ihres Mannes von Einsamkeit geprägt.

Fosco Bartoli hatte nie viele Worte verloren. Obwohl eher praktisch veranlagt und von etwas düsterer Wesensart, war der tüchtige Arbeiter doch immer ein treuer und geduldiger Ehemann gewesen. Vor allem war er ein guter Zuhörer gewesen, und stets hatte er in den Jahren, die er mit seiner Frau unter einem Dach gelebt hatte, einen Moment der Aufmerksamkeit für sie gefunden, einen verschwörerischen Blick, ein noch so kleines Zeichen der Verständigung, das ihr genügte, um sich als Teil von etwas Starkem zu fühlen, gerade genug, um den Mühen eines bescheidenen Da-

seins gewachsen zu sein. Zudem hatte sie lernen müssen, mit einem so großen Schmerz wie dem Verlust ihrer ersten Tochter zu leben, die an einem Darmverschluß im Säuglingsalter gestorben war.

Seit dem verfluchten Tag, an dem die Leute gekommen waren, um sie im Laufschrift hinunter zum Viadukt zu bringen, zu ihrem vom Eisen der Lokomotive zu Tode gequetschten Mann, hatte sie bei nichts und niemandem mehr etwas gefunden, was ihr auch nur ein wenig von dem Gefühl zurückgegeben hätte, im Vollbesitz ihrer Kräfte zu sein.

Die Monate waren ins Land gegangen, und sie mühte sich, ein bedauernswertes Kind großzuziehen, das von seinem Vater nur eine ferne Erinnerung bewahren würde; sie füllte die Stunden damit, zu putzen, das Haus in Ordnung zu halten und sich um die Pensionsgäste zu kümmern, und so verflog die Zeit, so verflogen die Tage in der Wiederholung der immer gleichen Pflichten und verloren sich am graublauen Horizont des Padule. Doch nachts, wenn die beiden Vorarbeiter sich zurückgezogen hatten und der kleine Bartolo längst in seine Träume eingetaucht war, senkte sich im Haus die Stille nieder, und die Last der Einsamkeit brach über die Witwe herein.

Dann lag sie lange mit offenen Augen in der Dunkelheit, horchte auf diese Stille und dachte weniger an ihr vergangenes Leben als vielmehr an das, welches sie gemeinsam mit ihrem Mann hätte führen können, und dieser Gedanke war zum Gefährten ihrer Nächte geworden, zum einzigen Zeugen eines feinen Schmerzes, der ihr die Ruhe verwehrte oder, zuweilen, zum einzigen Schlaftrunk wurde, der sie sanft in den Schlummer führte.

Um so größer war ihre Verwunderung, als sie sich eines

Nachts dabei ertappte, daß sie über das Leben des Maestros nachdachte, versunken in dem Verlangen, mehr über ihn, seine eigenbrötlerischen Gewohnheiten und seine langen, einsamen Spaziergänge in Erfahrung zu bringen. Sie erschrak geradezu vor der Erkenntnis, daß diese Gedanken sie bereits seit vielen Nächten durch die Zimmer des Hauses oder den Abhang hinunter zum Padule begleiteten, wo sie den Maestro nicht länger allein spazierengehen sah, sondern in ihrer Gesellschaft, und er las ihr aus einem Buch vor und erzählte von seiner Arbeit.

Das wurde ihr nun bewußt. Ihr Herz tat einen Sprung, und sie drehte sich abrupt zwischen den Bettüchern um, als wollte sie diesen Gedanken von sich weisen, ihn in dem bleiernen Schuldgefühl ersticken, das sie bereits in sich aufsteigen spürte, als hätte sie ihren Mann betrogen und er hätte sie überrascht, als sie etwas Unschickliches mit einem anderen trieb. In ihrem Haus. In ihren Gedanken.

Doch obgleich sie den Schlaf suchte und sich bei dieser Suche zwang, zu ihrer alten Gewohnheit zurückzukehren und sich Fosco Bartoli und ein Leben an seiner Seite vorzustellen, veränderte sich in diesen Träumen die stattliche Gestalt ihres Ehemanns allmählich, so daß sein Gesicht schließlich die jungen, liebenswürdigen Züge des Maestros annahm, und diese Züge lösten sich manchmal sogar auf, wurden noch weicher, und gemeinsam mit ihr glitt der Pensionsgast in die Wohltat eines warmen, erquickenden Schlafs, in dem er es nicht selten wagte, ihr einen komplizierten Blick zuzuwerfen, ähnlich dem, mit dem der Verstorbene sie stets hatte beruhigen können.

Leben und träumen, mit einem Bild verschmelzen, indem man sich langsam einem Gesicht nähert. Die Hand zu einem Gruß erheben, der eine ins Dunkel phantasierte

Hoffnung ist. Leben und träumen ist manchmal ein und dasselbe, und so überdeckte die Witwe, fast ohne es zu merken, die zärtliche Erinnerung an einen Ehemann, den sie nicht mehr hatte, mit dem nunmehr vertrauten Gesicht des Maestros, mit seinen großen Händen und mit seinen sympathischen Gesten. Sogar mit seinem Geruch, vermischt mit dem nach Zigarre, nach Tinte und nach dem Papier, das sich in dem kleinen Mietzimmer stapelte. Der stete Tropfen ihrer Gedanken hatte eine Höhlung gegraben, und sie füllte sie sogleich mit ihrer Liebe, mit einer neuen Freundlichkeit, einem Strahlen und einem Licht, die sie aufblühen ließen.

Den Mietern des Hauses blieb dieser Frühling nicht verborgen, dieses elektrische Knistern, das selbst den kleinen Bartolo ansteckte und ihn zu dem lebhaften, fröhlichen Kind werden ließ, das er von nun an sein würde. Sogar der Maestro stutzte angesichts dieser Liebesbekundung voller Lebenskraft und fand, obgleich die brenzlige Situation ihn in Verlegenheit brachte, eines Sonntagnachmittags den Mut, die Witwe einzuladen, sich ihm auf seinem Spaziergang entlang der Eisenbahntrasse anzuschließen. Er, ein erwachsener Mann mit Bart, Weste und einer schönen schwarzen Schleife auf dem blitzsauberen Hemd, trug ihr seine Einladung fast im Flüsterton vor, während er die Krempe seines Hutes malträtierte, den er respektvoll abgenommen hatte.

Die Witwe willigte lächelnd und mit einer so großen Natürlichkeit ein, daß dem Maestro seine Scheu übertrieben vorkam und er ihr, sobald sie das Haus verlassen hatten, mit der gleichen Natürlichkeit den Arm bot, während er Bartolo die andere Hand reichte, damit der Junge an seiner Seite blieb. Und wirklich erschien der stille Gang dieser drei

Menschen auf dem kurzen Weg von der Stadtmauer hinunter zu den Feldern und noch weiter hinab bis zur Eisenbahntrasse den trägen Blicken der wenigen Einwohner von Colle, die vor ihren Türen die milde Wärme eines zeitigen Frühlings genossen, wie die selbstverständlichste Sache der Welt.

Umgeben vom Zauberschein einer in vielen einsamen Nächten gezügelten Liebe, beschwichtigte das Glück, das die Witwe Bartoli nach allen Seiten ausstrahlte, unversehens jede mögliche Entrüstung oder Klatscherei über die Verbindung zwischen dem jungen Maestro und einer um einiges älteren Frau, die noch Trauer trug. Vielleicht war es Zauberei, vielleicht auch eine plötzliche Anwandlung von gesundem Menschenverstand, was da über Colle hereinbrach, doch von dem Moment an, da sich die neue Liebe mit diesem Spaziergang offenbarte, wurde sie ohne jedes Befremden und wie die Bekundung einer natürlichen und sogar althergebrachten Verbindung aufgenommen. Die einzige Angewohnheit, die sich das Städtchen gestattete und niemals aufgab, bestand darin, diese Frau auch weiterhin »Witwe Bartoli« zu nennen, obwohl sie nun offiziell mit dem Leben des Maestros verbunden war.

Zwar war für den Maestro auch die Reise von der kampfanischen Küste nach Colle lang und beschwerlich gewesen, doch viel schlimmer war für ihn die Trennung von den Orten, an denen er geboren und aufgewachsen war und wo seine Familie lebte.

Ogleich er seinen Weggang aus der Heimat, weit fort zu einer neuen Arbeit und in eine neue Welt, als eine Mission betrachtete, legte sich jedesmal, wenn der Sonnenuntergang

über dem Padule Lungo das Wasser hell aufscheinen ließ, eine Hand um seinen Hals und drückte ihm die Luft ab. Mit einem Würgegriff, aus dem er sich nur mit dem Ruck eines einzigen Gedankens befreien konnte: mit der Überzeugung nämlich, daß seine Reise notwendig gewesen war.

An dem roten Himmel, der vor dem Fenster die Ebene in Flammen legte, sah er in Sekundenschnelle noch einmal die mit Lernen und Diskussionen erfüllten Tage im Kreis seiner Schulkameraden vorüberziehen, seinen Cousin Salvatore, der sich Pisacane* angeschlossen hatte und von dem Bauern, den er hatte befreien sollen, mit einem Schuß in den Rücken getötet worden war, sah diesen neuen italienischen Staat, der im Norden entstanden war, doch in der ländlichen Gegend von Sapri nur durch seine gewalttätigen Soldaten in Erscheinung trat.

Sein Vater war Gutsgehilfe auf dem Anwesen der Baroni Portillo und hatte sich dafür eingesetzt, daß sein Sohn Lehrer wurde, damit er die Mühen der schlechtbezahlten Plakerei derjenigen gar nicht erst kennenlernen mußte, die das Land bearbeiteten. Nach Sapri zum Studium, Tag für Tag ein Stück mit dem Pferd und dann weiter zu Fuß, um in den Büchern nach einem Weg zu suchen, der nicht zum Staub und zum Dreck des Bauernhofs führte, sondern zu Achtbarkeit aufgrund eines Titels, eines Stücks Papier, auf dem in schöner, eines Akademikers würdigen Schnörkelschrift in Schwarz und Gold sein Name stand.

Doch er schien anderes in den Büchern zu lesen. Oder besser gesagt, das, was er in den Büchern las, bestätigte seinen Eindruck, daß die Baroni Portillo mit ihren Atlaskleidern und ihren Kutschen nichts als hochfahrende Stroh-

* Anmerkungen auf S. 413/414.